

(Nachdruck verboten.)

## 12] Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

„Guten Tag, Märta!“ schrie Fille Bumm. „Hast Du's so eilig?“

„Biel Wissen macht Kopfweh,“ antwortete Märta lachend. Und weg war sie.

Im selben Augenblick sperrte der Bauer seinen Rachen auf und ließ ein sanftes Knurren hören, was so viel bedeutete, als daß er jetzt etwas gefunden hatte, was er sagen wollte. Aber Fille Bumm schob den kleinen Graurod beiseite.

„Aus dem Weg, Bauernschädel,“ zischte er ihm zu.

Und sich seiner Lokalfemtnis bedienend, stiefelte Fille Bumm auf einem Umwege Märta in der Richtung nach, wo er sie nach seiner Annahme finden mußte, und überließ den Graurod seinem Schicksal. Denn Fille Bumm legte großen Wert auf das Vergnügen, einen Bauer aus Hisingen zum Narren zu halten. Aber die Mädchen der Insel lagen ihm doch mehr am Herzen, und diesmal war seine Ehre mit im Spiel. Denn Fille Bumm glaubte zu wissen, daß Niels Märta kriegen würde, und er würde es als tödliche Schmach empfunden haben, wenn er hätte glauben können, daß er, Fille Bumm, auf dem Holzwege war.

Inzwischen ging er vorsichtig durch die gewundenen Gäßchen und sah sich genau um. Plötzlich machte er Halt. Er hörte das Geräusch von Stimmen, und diese Stimmen kamen aus einem kleinen Gärtchen, das durch eine Strynghecke vom Wege abgeschlossen war. Das Haus darinnen war versperrt. Denn der dort wohnte, war Witwer und kinderlos, und er gehörte zu jenen, die die lange Fahrt angetreten hatten. „Das ist ein hübscher Zusammenkunftsort,“ dachte Fille Bumm. „Aber sehen kann man sie.“ Und wenn Fille Bumm etwas wissen wollte, da bekümmerte er sich nicht weiter darum, wie er es zu wissen bekam. Er ging ruhig zum Staket hin und stieg so leicht und still auf die Steine, als sei er ein Vogel. Und was er sah, ließ es ihn auch nicht eilig erscheinen, seiner Wege zu gehen.

Zum hundertstenmal in seinem Leben fühlte Bumm sein Herz vor Stolz schwellen über die seine Bitterung, die ihn allen Geheimnissen des Dorfes auf die Spur kommen ließ. Wahrhaftig — dort auf einer Bank saß Märta, und ein Bursche saß daneben und hielt sie umschlungen. Sie saßen mit dem Rücken gegen die Straße, so daß Bumm im Anfange nicht sehen konnte, wer es war. Aber jetzt erblickte er die Lotsemütze und ein paar blanke Knöpfe. Ah, der Teufel! Das war ja Sjöholm. Es fehlte nicht viel, und Bumm hätte laut gepfiffen, um seinen Gefühlen Luft zu machen. Denn es war nicht das erstemal, daß Fille Bumm ihn mit den Mädchen anderer schädeln sah. Ja, der verstand es. Und Fille Bumm seufzte. Er dachte an seine eigne Jugend, als er noch des Abends auszugehen und zu fischen pflegte und allemal was an der Angel hängen blieb, wenn die großen Boote fort waren. Das waren andre Zeiten, ja. Gegen jetzt!

Das Paar auf der Bank sah übrigens nicht aus, als wenn sie sich so bald stören lassen wollten. Fille Bumm konnte nicht hören, was sie sagten. Denn sie sprachen leise. Aber er konnte merken, daß der Mann es war, der das Wort führte, und daß Märta gleichsam dasah und widerstrebte. Sie sagte nur hier und da ein Wort, und das klang wie nein. Aber Bumm fand, daß es nicht ernsthaft genug gemeint klang. Sjöholm wurde eifriger, und er schloß dem Mädchen den Mund mit einem Kuß.

Niemand weiß, wie lange Fille Bumm noch bei dem Staket hätte stehen und über Weibertreue und die Gefahren des Mannes draußen am Meere philosophieren können. Doch plötzlich hörte er von der Brücke unten einen Zodler, den er wiedererkannte. Er fuhr auf und erinnerte sich an den Großhändler. Was er sah, gefiel ihm nicht, und daß ein Unglück im Anzuge war, ahnte er. Aber Fille Bumm meinte, daß das ihn nichts anginge und leise wie eine Katze schlich er sich fort vom Staket, huschte um eine Ecke und sprang in vollem Laufe den Hügel hinab.

Als er hinunter auf die Brücke kam, stand der Großhändler im Boote, den Plaid auf dem Arm und die Ledertasche in der Hand, und rief: „Fille Bumm!“ so daß es von den Klippen wiederhallte.

„Hier bin ich!“ schrie Fille Bumm.

Und indem er einen mißtrauischen Blick übers Meer warf, meinte er:

„Heute kann der Herr Großhändler segeln. Es weht ein guter Wind.“

Damit drehte er sich um und erblickte den kleinen grauen Mann, der wie festgewurzelt ehrfurchtsvoll dastand und die geheimnisvollen Säde betrachtete, die das Reichstelephon enthielten.

Fille Bumm krümmte sich vor innerem Vergnügen und rief mit Stentorstimme:

„Du, Bauer, kannst Du ein Boot losmachen?“

Der Bauer fuhr in die Höhe und sah erschrocken aus, als er seinen Plagegeist wieder erblickte.

„Was für ein Boot?“ antwortete er und sah sich ratlos um.

Fille Bumm begnügte sich damit, anstatt einer Antwort die Mühe des Bauern mit der linken Hand im Nacken zu fassen, während er sie mit der rechten dem unschuldigen Mann über die Augen zog, so daß er nicht das mindeste sehen konnte.

Hierauf sprang er zu dem verblüfften Großhändler ins Boot, stieß vom Lande ab und schrie zum Abschied durch den Wind zum Bauer hinaus:

„Grüß zu Hause von Fille Bumm und sage, daß Du das Reichstelephon in Deinem eignen Kartoffelsack gesehen hast!“

Dies hatte Fille Bumm die ganze Zeit gewußt und als besonderen Kräfteffekt aufgespart. Denn Fille Bumm kannte die Frachten des Dampfbootes genau. Nun hatte er außerdem Märta und August Sjöholm gesehen, und überdies hatte er den Großhändler mit Cognacubdel und Cigarrentasche im Boot. Ja, der Tag fing gut an.

Und Fille Bumm fuhr, mit sich und der ganzen Welt zufrieden, mit vollen Segeln hinaus in den beginnenden Sturm.

10.

Es brauchte eine Zeit, bis Märta sich ernstlich in die harte Wirklichkeit versetzen konnte, daß Niels fort war, ohne ihr auch nur „Behüt Dich Gott!“ gesagt zu haben. Aber als die Wahrheit ihr endlich klar wurde, da war es, als sei im Augenblick jede Möglichkeit des Schmerzes ganz weggewischt. Märta war vollkommen überzeugt, daß sie sich nicht gräme und über eine solche Sache gar nicht grämen konnte. Sie war im Gegenteil froh, ja das war sie. In ihrem innersten Herzen war sie froh. Hatte sie vielleicht nicht Ursache, froh zu sein? Mußte sie sich nicht freuen, einen Mann losgeworden zu sein, der so schlecht war? Märta dachte wieder und wieder über all das nach. Und je mehr sie dachte, desto deutlicher begriff sie, daß Niels schlecht war, und sie wunderte sich nur, daß sie es nicht früher gesehen hatte. Er war schlecht, schlecht, schlecht. Und sie freute sich, daß sie ihn los war. Wenn die Arbeiten daheim beendet waren und die Dämmerung einfiel, dann pflegte Märta auszugehen, und sie ging langsam und gedankendoll über all die Wege, die sie kannte. Während sie so ging, pflegte sie über alles nachzudenken, und sie pflegte sich auch darüber zu wundern, daß alles, was sie früher gedacht, gefühlt und durchlebt hatte, ihr ja so fern und entrückt schien. Es war irgendwo in einer fernen Tiefe verschwunden, und was sie einst hatte träumen oder denken können, das kam nie mehr zurück. Es hatte nur in ihr eine Leere hinterlassen, die schmerzte und brannte und ihr keine Ruhe ließ.

Märta war in mancher Beziehung ein wunderliches Mädchen. Und eine ihrer Eigentümlichkeiten war, daß sie nicht ebenso wie die andern jungen Mädchen im Dorfe eine Freundin hatte, der sie sich anvertrauen konnte. Wohl hatte sie mit den andern Mädchen gespielt, gelacht und geschertzt, und wohl konnte sie gehen und ihre beste Freundin umhalsen und ihr zuhören, wie sie von Liebe und Versprechungen und Zusammenkünften und Zukunftsplänen erzählte. Aber immer hatte sie solche Erzählungen mit einer seltsamen Verwunderung angehört. Wie war es doch eigentlich möglich, daß

Jemand so etwas erzählen konnte! Nicht um alles in der Welt hätte Märta jemand erzählen können, wie es zwischen ihr und Niels stand. Wohl konnte es geschehen, daß des Loosfaltensten Dora — das war die Freundin — sie mit Niels redete. Aber nie hatte Märta ihr antworten können. Nie legte sie der Freundin ein Geständnis ab, so wie diese es im gleichen Fall gewiß gethan hätte. Märta ging still und hörte zu, wie die andre plauderte, und sie fühlte sich gleichzeitig besorgen und glücklich über ihre Worte. Aber ihr antworten, das hätte sie nicht gekonnt. Sie konnte nur lächeln und den Kopf schütteln und anfangen von etwas anderm zu sprechen.

Nun hatte Märta Angst vor dem blonden, vertraulichen Mädchen, das über alles Bescheid wissen wollte und manchmal beinahe halbgesungene Weise zu verstehen schien. Darum wich sie ihr aus, wenn sie sich trafen; und wenn Märta versuchte, in ihrem Bewußtsein alles zu entwirren, was ihr geschehen, dies Wunderliche, Große, das über ihr lag wie eine seltsame Last und ihre tiefblauen Augen doppelt tief und doppelt wundernd machte, da ging sie allein aus und suchte die Stege, auf denen sie niemand traf.

Sie wich auch der Stelle aus, wo sie mit Niels zu sitzen gepflegt hatte, und sie war ganz überzeugt, daß sie dies that, weil er so hart gegen sie gewesen und weil sie alles haßte, was sie an ihn erinnern konnte. Wenn Tanz im Dorfe war, ging Märta gerne hin, und sie flog aus einer Hand in die andre, bald mit diesem, bald mit jenem tanzend, und sie freute sich daran und war vergnügt. Aber wenn der Tanz zu Ende war, da hatte sie nie jemand, der sie heimgeleitete, keinen, der seinen Arm um ihren Leib legte und in der Stille der Nacht zärtliche Worte in ihr Ohr flüsterete. Märta weinte zuweilen, wenn sie heimging, und wünschte, sie wäre gar nicht gekommen. Aber an den Abenden, an denen die Jugend sich nicht versammelte, fühlte sie nichtsdestoweniger eine wunderliche Leere, als entbehrte sie etwas, und einsam ging Märta dann irgend einen der Wege entlang, die zu den öden Klippen am Meere führten. Dort konnte sie lange sitzen und über dieses Bild hinausblicken, das sich stets erneut. Sie fühlte sich nicht unglücklich, nur so wunderbar allein. Es war, als könnte niemand so einsam sein wie sie. Es war etwas in ihrem Leben, das zu Ende war, etwas, das abgeschnitten wurde, und das war so hastig und plötzlich geschehen, daß sie nichts gefühlt hatte.

Märta saß oft dort unten am Meere und sah hinaus über das dunkle Wasser. Aber eines Tages fing es an hell zu werden über den Klippen, und ein Schimmer fiel über ihren Weg. Während der folgenden Tage wurde es immer heller, und bald stand der Augustmond blank und rund am dunkelblauen Firmament. Sein Licht zitterte über das weite Meer und pflügte gleichsam eine breite, gelbe Furche durch die Dunkelheit. Das Mondlicht brannte und schimmerte in der Luft, und was in der Luft brannte, spiegelte sich in tausend ruhigen, wiegenden Wellchen auf dem großen Meere, dessen Brandung an den Felsen schlug, wo Märta saß. Die Stille war so wunderbar, und alles rings um das einsame Mädchen schien zu schlafen.

Da geschah auch das Seltsame, daß Märta zum erstenmal, seit Niels fortgefahren war, in heftiges, unaufhaltsames Weinen ausbrach. Ohne daß sie daran dachte, beinahe ohne daß sie es merkte, fielen ihre Thränen. Es war, als würde ihr ganzer Körper weicher, während die Thränen strömten, und ihr Kummer bekam Lust. Ein unnenntbarer Schmerz ergriff sie, und sie fühlte sich einsam wie nie zuvor, o so einsam! Ueberlaut schluchzend lag sie im Mondschein auf der flachen Klippe, und zu ihren Füßen wogte das weite Meer.

Aber oben von dem gefährlichen Loosenausguck hatte ein Mann beobachtet, wohin Märta ging. Er hatte angefangen sie an den Abenden zu sehen, als der Neumond kam und die schwere Dämmerung von dem gelben Himmelslicht durchzittert wurde. Erst hatte er geglaubt, daß sie ausginge, um jemand zu treffen; und er hatte gepfeifen und in sich hineingelacht und sein langes Fernrohr genommen und es gegen das Land gerichtet, um zu sehen, wem entgegen das einsame Mädchen so weit weg von den Wohnstätten der Menschen ging. Aber er hatte nichts entdecken können, und er glaubte, dies käme daher, daß der Schatten zu stark war und der beginnende Mondschein zu schwach. Darum hatte er das Fernrohr weggelegt und so nach und nach die Sache vergessen. Aber an diesem Abend, als der Mond gleich einem goldenen Schild am Himmel stand, den Abglanz der Sonne über Wasser und Land werfend, fiel es ihm wieder ein, das Fern-

rohr hinaus auf die Klippen zu richten, und da sah er deutlich, daß das Mädchen allein dort saß, und in seinen Adern brannte das Blut, und er ging mit hastigen Schritten gerade auf die Stelle zu, wo das Mädchen lag.

Märta lag so unbeweglich, daß der junge Loise, als er herankam, zuerst gar nicht wagte, sich ihr zu nähern. Er glaubte, das Mädchen schliefe, und es überkam ihn eine Art Verzagttheit, die ihn hinderte, näher heranzukommen. Aber im selben Augenblick machte Märta eine Bewegung. Hatte sie seine Schuhe auf dem Felsen scharren gehört, oder hatte sie gefühlt, daß der Blick eines Fremden auf ihre ruhte, genug, sie richtete sich auf dem Ellbogen auf und sah den Kommenden an.

Sie machte keine Bewegung, sie rückte nicht einmal von der Stelle, als er sich ihr näherte und sich an ihrer Seite niederließ.

Das Blut wogte heiß durch den Körper des jungen Mannes, denn Märta war schön, wie sie dalag. Das Kopfstuch war herabgeglitten, und die Füße waren bloß. Der junge Loise begann zu sprechen, er sagte all die bedeutungslosen Worte, die ein Mann zu sagen pflegt, wenn er sich einem Weibe nähert. Märta antwortete ihm nicht. Ohne sich von der Stelle zu rühren oder eine Miene zu verziehen, lag sie nur still da und sah, wie er ihr immer näher und näher kam. Endlich wendete sie dem Kommenden ihr Antlitz zu, und da entdeckte er, daß sie geweint hatte.

Er dachte nichts Böses dabei, dachte überhaupt gar nichts, gehorchte nur der Stimme, die in seinem Blut rief, gehorchte der Nacht, dem Mondschein, der Stimme der ganzen großen, schweigenden Natur, die alles Lebende zu leben mahnt. Und sich vorbeugend, faßte er das Mädchen um den Leib.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Aus Gerff und Rheinland.

(Zwei neue Romane.)

Seit Jahr und Tag dreht sich der Streit litterarischer Meinungen um ein neues Schlagwort, das aber bei Licht gesehen, eigentlich ein sehr altes und selbstverständliches ist. Es heißt „Heimatskunst“. In dem Sinne, daß jede ausgeprägte Schöpferpersönlichkeit je nach Maßgabe ihrer mehr oder minder reichen oder tiefen Eindrücke und Erlebnisse im Heimatboden wurzelt, dürfen wir auch von unsren deutschen Klassikern — der Litteratur sowohl als der Musik und Malerei — als von Heimatskünstlern reden. Die Universalität ihres Geistes hob nur das Persönliche und Lokal Typische zur gültigen Allgemeinheit empor. „Klassicität“ stellt jedenfalls Dauerwerte dar. Dagegen wird man der „Heimatskunst“ im engeren Sinne das Merkmal des zeitlich Wechselnden, Veränderungs-vollen zuerkennen dürfen. Ihr kulturhistorischer Wert steht nach meiner Meinung höher, als ihr litterarischer oder ästhetischer. Für unsre Zeit ist die Betonung „Heimatskunst“ nach zwei Seiten hin bemerkenswert. Einmal könnte man, sofern alle Zukunftswege der Menschheit in Betracht gezogen werden, jene Bestrebungen ein vor dem Internationalismus, dem wir auf der Bahn natürlicher Entwicklung entgegensteilen, ängstliches Zurückweichen, eine Flucht nach romantischen, altersstarken Zuständen nennen, die bisher noch wenig oder gar nicht vom Umbildungsprozeß der Gegenwart berührt worden sind. Ließe sich also von diesem Standpunkt aus für und wider streiten, so läßt sich das Bestreben vom Standpunkt der jeweiligen Schöpferpersönlichkeit doch sehr wohl rechtfertigen. Vollends gar, wenn wir es nach dem unersquidlichen, unruhigen Ismen-Kampfe, den die Litteratur der letzten zehn Jahre durchlaufen hat, als ein Moment anzusehen geneigt sind, mit welchem das artistische Experiment vor dem stofflichen, ungleich gehaltvolleren und menschlich-lebendigen Element zurücktritt. Da erscheint dann die „Heimatskunst“ als ein Ruhepunkt der Kraft, der Gesundheit und Frische. Sonnegebräunt und rotwangig tritt sie vor uns nervöse moderne Bleichgesichter hin und lacht oder schaut uns an mit träumenden Märchenaugen.

Dies dürften wohl die Leser des „Jörn Uhl“, eines Romans von Gustav Freytag eindrucklich erfahren. Der Verfasser antwortet irgendwo im Schleswig-Holsteinischen als Pastor. Die Schriftstellerei geistlicher Herren pflegt in neunundneunzig von hundert Fällen auf Seelenfängerei anzulaufen. Man hat daher Ursache genug, vorsichtig zu sein und alles von jener Seite Gebene auf Herz und Nieren zu prüfen. Das vorliegende Buch ist auszunehmen. Glücklicherweise! Wohl erkennt man bei genauerem Hinsehen auch in ihm die Hand eines Geistlichen, dem der „alleinseligmachende“ Glaube für's Volk gerade gut zu sein scheint. Denn „das ist die gemeinsame Sünde der Jünger Darwius

und Luthers", läßt sich der Autor irgendwo im 28. Kapitel seines Buches wohl nicht ganz ohne Absicht vernehmen, daß sie zuviel wissen. Sie sind dabei gewesen, die einen, als die Urgelbe Hochzeit machte, die andern, als Gott auf den Knien lag und wehmütig lächelnd die Menschenseele schuf. Wir aber sind Anhänger jenes armen, stammenden Nichtswissers, welcher das Wort gesagt hat: „daß wir nichts wissen können, das will uns schier das Herz verbrennen“. Wir staunen und verehren demütig neugierig. Das wäre ja das unerschöpfliche Programm eines „selbsterleuchtenden“ Autors und es lohnte wahrlich nicht der Mühe des Lesens, wenn Gustav Frenzen seinen Roman nach besagtem Rezept verfaßt hätte. Allein, man gewinnt doch überall den Eindruck, daß Menschen, Dinge und Verhältnisse nicht nach Traktatchenabsichten gemodelt, sondern nach dem Leben geschildert sind. „Wir erzählen, was wir gesehen haben und was uns erzählt ist, und machen nicht einmal den Versuch, das Gesehene und Gehörte zu deuten.“ Gegen dieses künstlerische Programm ist wenig einzuwenden. Frenzen nimmt einfach für sich das Recht des Epikers, des Chronisten in Anspruch, der sine ira et studio an seinen Gegenstand heran- und vollkommen „unparteiisch“ hinter ihn zurücktritt. Wir wollen nun sehen, wie er sich seiner Aufgabe entledigt. Der Roman spielt in den kleinen Dörfern an den Abhängen der Geest und den vor ihnen liegenden großen reichen Marschdörfern. Zwei Sorten Menschen lernen wir da kennen: die einen mit hellen, klugen, sinken Augen und brandroten Haaren sind die „Freien“ und ihre Anverwandten, welche wahrscheinlich von den Wenden abstammen; die andern mit rogenblonden Haaren, starken oft edlen Formen und ruhigen stolzen klaren Augen sind die „Uhlen“ und ihre Sippe. Aus beiden Sorten, mit dem Uebergewicht der zweiten, baute Frenzen den Roman auf. Eigentlich ist es eine Familiengeschichte, die in den sechziger Jahren bei der allerersten Jugend des Titelhelden anhebt und diesen durch sein ganzes Leben bis an die Schwelle der Gegenwart begleitet. Das Leben „Jörn Uhl's“ ist wahrlich kein geringes Menschenleben. Wir sehen ihn nach einer stillen und mit bunten Bildern geschmückten Jugend einsam herangewachsen, ohne Hilfe mit des Lebens Rätseln sich wacker herumzuschlagen. Wir sehen ihn 1870/71 als Soldat im Feldzuge und gehärtet durch Feuer und Frost wieder auf seines Vaters Banerhof zurückkehren. Er hat den „Wert der Dinge“ unterzogen, sodann heiße Frauenliebe kennen gelernt „und damit das Zweithöchste, was das Leben geben kann“. Im Laufe der Jahre trägt er sein Weib, Vater und Brüder zu Grabe. In die fünfzehn Jahre kämpft er mit hartem, widrigem Geschick auf dem ererbten Hofe. Und als er ihn schließlich nach einem Brande doch verlassen muß, da zieht er nicht ab als Unterlegener, sondern er arbeitet sich mit zusammengebissenen Zähnen und hohem Mut in die Wissenschaft hinein, „in einem Alter, da etliche daran denken, Rentner zu werden“. Ein neues Leben, ganz von vorn, ganz von unten herauf, hat er sich gezmüht. Mit der zweiten Gattin, einer Jugendliebten, ist auch das Glück des Herzens eingezogen. Kinder, Hausstand, geregelte Thätigkeit sind des Glückes Vollender. „Was soll man denn in Deutschland erzählen, Jörn, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?“ Ja, es war erzählenswert, und der Gewinn, den der Leser davon trägt, ist der: allerhand merkwürdige Menschen und Verhältnisse im Licht eines eminenten Seelenkundigen gesehen zu haben. Die Stala ist reich. Ländliche Individuen mancherlei Art treffen wir da: festhaste wohlbehäbige Tüchtigkeit und prägnanter Leichtsin; Verschmittheit und treuehliche Aufrichtigkeit; sinnliche Leidenschaft, heiße Liebe und heroische Entsaugung; Lumpen- und Heldentum; Gott-Zweifler- und Gläubige; Glückliche und Unglückliche; lustige Narren, harmlose Schalk, Schätterer, Krätzer und Mäler. Aber das, was wohl alle an sich haben und worin sie sich ähnlich sind, das ist ihr tiefes, grüblerisches, träumerisches Wesen, dem sich nicht selten die helle scharfsinnigste Beurteilung der Menschen und Zustände entgegenstellt. Alle diese Geest- und Marschenbewohner tragen schon sehr früh eine gewisse Lebensreise zur Schau, was wohl daher kommt, daß sie von Jugend auf ein hartes mühsames Dasein führen. Man wundert sich anfänglich, wenn man das Buch liest, über die gemütreiche, dabei von praktischem Erfahrungsgehalt durchtränkte Redeweise, die Frenzen auch schon kleinen Kindern in den Mund gelegt hat. Zuerst scheint es, als ob sich der Dichter da hin und wieder vergriffen hätte und mehr sich selber, als die Menschen sprechen lasse. Manchmal klingt es wie wohlgelesete, wohlüberlegte Buchsprache, wie ein philosophisches Dogma, so zum Beispiel wenn wir die entsagungsstarke „Saudeborn“ reden hören. Aber in der Totalität des Buches ist kein Ton zu vernehmen, der als „harmoniefremd“ herausspränge. Allenfalls könnte man leisen Zweifel hegen, ob solche Menschen da im Schleswig-Holsteinischen, wohin doch auch schon der sociale Geist der Aufklärung, und was es nur tropfenweise, gedrungen ist, heute noch existieren. Aber Frenzen, selbst einer, lebt ja unter ihnen, und man darf seinem Bekenntnis, daß er Geschautes, Erlebtes schildere, völlig trauen. Nun einer, der zugleich ein nüchternen, scharfer Beobachter, ein in sich gefehrter Grübler und poetischer Träumer ist, konnte das Volk zeigen, wie es in Wahrheit sein mag. Ein eigenartiger Mensch und ein echter niederdeutscher Poet ist Frenzen zweifellos. Dies sein Wesen dokumentiert sich in der Art, zu sehen und zu vergleichen, zu denken und zu empfinden. Seine Sprache scheint naiv und doch schwer, einfach in der Diktion und doch reich und beziehungs-voll an neuen

vollstänigen Wörtern, Benennungen und Gleichnissen. Es ist eine Sprache voll träumerischer Schwermut, voll uniger Poesie und kräftiger Sätze — unterirdisch hört man die Brunnlein des deutschen Volksliedes rauschen . . . Kurz, es ist ein wunderschönes, tiefes Buch voll mächtiger Eindrücke und Seelenkündungen, die sich, nachhaltige Dauer versprechend, über den ganz von seinem Zauber eingenommenen Leser ergießen. —

Auch das zweite Buch, nämlich der Roman „Die Wacht am Rhein“\*) von Clara Viebig, subsumiert unter den Begriff „Heimatkunst“. Wie anders aber das „Milkieu“! Seine Echtheit soll unbesritten bleiben. Es hat seinen Schwerpunkt im nieder-rheinischen Leben: Düsseldorf bildet den Schauplatz der Handlung. Aber während diese in „Jörn Uhl“ gleichsam aus der ganzen Volkheit des Reichlandes organisch herauswächst, erweckt sie in Frau Viebig's Roman den Anreiz des Konstruierten, romanhaft „Konstruierten“ auf einem eigens präparierten Untergrunde. Letzterer wurde aus den Gegenjagen des freiheitlicheren temperamentvollen Rheinlandvolles und des schwerfälligen überdies in soldatischem Pflichtgefühl erstarrten Alt-Preussentums gewonnen. Ein brandenburgischer Feldwebel alten Schlages in der preussischen Garnison Düsseldorf zu Anfang der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts giebt den Mittelpunkt der Handlung ab. Er, der den damaligen Rheinländern verhaßte Preuze und Protestant, heiratet nach Ueberwindung mancherlei Schwierigkeiten eine katholische Düsseldorferin, die Tochter eines Gastwirts. Zum konfessionellen Unterschiedes gefüllt sich der Konflikt der politischen Anschauungen. Die Reibungsfläche ist somit hergestellt. Die staatliche Entwicklungsgeschichte der kommenden Jahrzehnte giebt die Resonanz: der Düsseldorfer Aufstand, das Revolutionsjahr 1848/49, die Feldzüge von 1864 und 66 und der Krieg von 1870/71 ziehen als effektvoll in die Aufrollung des Lebens der Feldwebelfamilie verwobene Magnesiatablender im Geiste des Lesers vorüber. Es wird an beiden gezeigt, wie Rheinland- und Preußenvoll freundschaftlich mit einander verwaachsen. Das mit Strömen vergossenen Blutes mühsam gekittete „einige“ Deutsche Reich verhilft „patriotischen“ Dramen- und Romanschreibern immer zu melodramatischen Abschüssen. Daß Frau Viebig die alte, seitens Wilhelm Liebknecht's so gründlich zerstörte Legende von der dem König Wilhelm durch Benedetti auf der Enfer Kurpromenade angehangene „Beleidigung“ als Ursache des Krieges wieder aufsticht, sei weniger ihrem Geschichtswissen als vielmehr ihrem ausgeprägten Sinn für „poetische“ Wirkung zu gute gehalten. Aber die ganze Konstruktion der Fabel läßt kritischen Einwendungen Thor und Thüren offen. Man kann die Charakterzeichnung des „alten“ Feldwebels für sehr wahrscheinlich hinnehmen. Daß er sich aber 1848 nach einer verunglückten Barrikadenstürmung erschießen muß, weil Frau Viebig ihn meinen läßt, seine „Ehre“ sei durch einen ihm an den Kopf geworfenen Pflasterstein in den Kot getreten, will mir nicht recht einleuchten. Thut der Haudbegen aber auch gar nicht. Sondern er erschießt sich, weil ihm sein eigener Sohn als roter Barrikadenkämpfer gegenüber gestanden hat! Ist mir nicht so, als ob ich diesen Konflikt schon Duzend Male bei andern Schriftstellern gefunden habe? Ein zweiter Punkt. Der rebellierende Sohn wird von der Barrikade direkt verfolgt und flüchtet sich noch gerade auf den Boden des seinem Großvater gehörigen Gasthauses. Die Soldaten, an der Spitze ein Lieutenant, dringen ein, den Flüchtling zu suchen, und bedrohen dabei die Wirt'sdring. Da springt des Gesuchten Schwester hervor, mit dem verzweifelten Auf: „Victor!“ „Victor“ ist aber der Lieutenant, ihr bisheriger Verehrer. Tableau! Der Apostrophierte zieht mit den Soldaten ab. Man wird nicht sagen können, daß auch dieser Roman-coup — neu ist! Auf andre Schwächen des Buches, wie z. B. die mehr oder minder ansehbare Zeichnung der sonstigen Personen, die mir zum Teil auch ziemlich „abgegriffen“ vorkommen, soll nur flüchtig hingedeutet werden. Dessenungeachtet kann der Roman als annehmbare tüchtige Leistung passieren. Seine Vorzüge erblicke ich in der Straffheit des Ganzen, in der biderben dramatischen Handlung und im feigen rheinischen Raifonnement der Sprache. —

Ernst Kreo wski.

### Kleines Feuilleton.

es. Das Gruppenbild. Während der Kaffeepause lief plötzlich ein Flüstern um die Tafel. Woher es gekommen, wußte niemand, aber das Gerücht war da: Ehe der Tanz von neuem beginnt, werden wir photographiert. „Wir“ das war der „Gesangverein zur Pflege klassischer Musik“.

Es gab ein Luscheln und Raunen, ein Fragen und Lachen. Man steckte die Köpfe zusammen und horchte umher, die Herren zuckten die Achseln und erklärten, nichts zu wissen, die Damen tauschten ihre Vermutungen aus.

„Photographiert werden? Ach nein! Von wem denn?“

„Herr Bergmann will es machen!“

„Der? Ach Gott, der kann doch nichts?“

„Ja, er photographiert, er macht es mit Michtigkeit.“

„Womit soll er's denn sonst machen, Fräulein Lieschen!“

Fräulein Lieschen erröte etwas und bewegte ihren Straußfeder-

\*) Berlin. G. Fontane u. Co.

Fächer: „Na, ich meine, die richtigen Photographen machen es mit der Sonne.“

Das klang etwas von oben herunter, und die andren verstummten für einen Augenblick; aber auch nur für einen Augenblick, dann sagte die lange Gesangslehrerin: „Herr Berghaus versteht das sehr gut!“ Und das klang noch mehr von oben herunter.

So ging Frage und Antwort. Da klang mitten in das allgemeine Hin und Her die Glocke des Vorsitzenden und gleich darauf rief er:

„Meine Herrschaften, ich möchte Sie bitten, die Tafel jetzt aufzuheben und nach dem großen Saal hinüber zu kommen, Herr Berghaus will die Liebenswürdigkeit haben, uns zu photographieren.“

Ein allgemeines Bravo folgte. Es war also doch richtig gewesen. Man stand auf und drängte nach dem großen Saal; man ging in Gruppen und das Plaudern fing von neuem an. Die Anführer waren sehr geteilt. Frau Direktor Demmler suchte etwas geringschätzig die Achseln:

„Gott, der Berghaus immer und ewig photographieren, bloß um sich groß zu thun, daß man sieht, er hat 'n Apparat!“

„Jawohl und dabei macht er's bloß, um einen Nebenverdienst zu haben. Nachher verlanft er die Bilder und sagt, er gäbe sie zum Selbstkostenpreis her! Selbstkostenpreis! Wer das glaubt! Für eine Mark bekommt man bei Jandorf auch 'n Bild.“ Die Kanzleirätin war ordentlich empört.

„Gönn's ihm, Mama,“ meinte Fräulein Lieschen, „solch kleiner Handlungsgeselle hat ohnehin nicht viel.“

„Ach manchmal mehr, wie 'n junger Beamter,“ bemerkte die lange Gesangslehrerin, „die haben noch keine Diäten.“

„Ungezogenheit,“ flüsterte die Kanzleirätin der Direktorsfrau ins Ohr, „und das bloß, weil der Berghaus mit ihrer Schwester tanzt.“

„Und die hat ihn auch nur angezogen, weil sie selbst so verdreht angezogen ist.“ Fräulein Lieschen versuchte zu witzeln.

„Ja, haben Sie schon 'mal solch Kleid gesehen? Das soll Reform sein! Verückt ist es, und noch dazu in Lila.“

„Die will ja auch zur Oper, Künstlerin werden,“ spottete die Kanzleirätin, — „Theaterpflanze!“

„Passen Sie auf, die stellt er auch in die erste Reihe.“ Fräulein Lieschen folgte der Gesangslehrerin mit den Augen. Sie war zu ihrer Schwester getreten und beide lachten und schwagten mit Herrn Berghaus am Apparat.

„Wer soll in die erste Reihe?“ fragte ein junger Mann, auch ein paar Damen traten noch hinzu.

„Wir reden eben so,“ erklärte Frau Direktor Demmler, „der Berghaus will wohl Fräulein Ebel in die erste Reihe setzen?“

„Aun ja, unsre erste Sängerin gehört doch in die erste Reihe!“ sagte einer der Vorstandsherren.

„Alles was „Solo“ singen kann, soll in die erste Reihe und in die Mitte,“ fügte ein anderer hinzu.

„Na hören Sie mal, da gehören die jungen Mädchen hin,“ sagte die Kanzleirätin, „dann sollen wohl die andren Sänger und Sängerinnen auch mit hin? Die sind doch nicht gerade so schön mehr.“

„Nehmen Sie mir meine Rechte recht nach vorn, Herr Meves,“ sagte Frau Direktor Demmler, „das müssen Sie doch selber sagen, meine Rechte ist die schönste.“

„Ja, dafür könnten Sie auch wirklich sorgen, Herr Meves,“ fügte die Kanzleirätin hinzu. „Lieschen, Du sagst Fräulein Kosa unter und dann stellt Ihr Euch zusammen; machen Sie's nur, Herr Meves.“

„Das ist immer so, daß die jungen Mädchen vorn sitzen, und die hübschesten haben den besten Platz.“ Alles stimmte auf Herrn Meves ein.

„Aber meine Damen,“ er hielt sich die Ohren zu; „aber meine Damen — Sie meinen wohl, hier wäre 'ne Schönheitskonkurrenz?“ Er lief lachend davon.

„Er hält's auch mit der Ebel,“ sagte die Kanzleirätin giftig. „alle halten sie es mit der, bloß weil sie es versteht, sich anzuziehen.“

„Jawohl, sowas gefällt den Männern; aber wenn sie ihren eignen Frauen 'n neues Kleid bezahlen sollen, dann ziehen sie ein Gesicht.“ Die Damen waren alle miteinander entrüstet.

„Geht doch einfach nach vorn,“ sagte Frau Direktor zu ihrer Nichte und Fräulein Lieschen. „Zurückschicken wird Euch ja keiner, wir sind doch unter gebildeten Leuten!“

„Arrangieren!“ rief der Vorsitzende. „Die Sänger, bitte, in die Mitte, im Hintergrund auf die Bänke, die jungen Damen im schönen Kranz.“

„Na wird er auch noch klassisch,“ sagte die Kanzleirätin. „Diese, stell Dich wenigstens auf die Zehenspitzen, damit man was von Deiner Taille garnierung sieht. Die ist nämlich nach 'nem Pariser Modell,“ wandte sie sich zu Frau Direktor Demmler.

„Ja und Kosa's ist auch so teuer, und denn soll's nicht mal zu sehen sein,“ sagte Frau Direktor Demmler verweisend.

„Und wo sollen wir stehen?“ fragte eine andre Dame. „Hier an der Ecke? Da kommt man ja gar nicht mit auf's Bild.“

„Es können doch nicht alle gute Plätze haben,“ suchte ein Herr zu beruhigen.

„Rein, aber die in Reformkleidern,“ tuschelte die Kanzleirätin der Direktorsfrau zu.

„Sehen Sie, die Ebel sitzt vorn.“

„Wenn ich nicht ordentlich zu sehen bin, laufe ich auch kein Bild,“ rief eine Stimme aus dem Hintergrund.

„Bitte jetzt um Ruhe!“ rief der Photograph, „bitte alle Herrschaften, mich anzusehen, bis ich gezählt habe: eins — zwei — drei!“

Bitte recht freundlich!“ fügte der erste Vorsitzende hinzu, indem er sich noch einmal lachend von seinem Platz erhob: „Das Bild soll doch eine nette Erinnerung werden an den heutigen schönen harmonischen Abend.“ —

### Meteorologisches.

— Die Stürme an den Küsten der britischen Inseln. Die „Adriatische Zeitung“ schreibt: Eine Untersuchung über die Sturmwitter, die in den drei Jahrzehnten von 1871 bis 1890 die englische Küste heimsuchten, hat jüngst F. J. Brodie angestellt. Es ergab sich, daß im ganzen 1455 Sturmhänomene aufgezeichnet wurden, also durchschnittlich 48 bis 49 in jedem Jahre, darunter durchschnittlich 11 schwere Stürme. Das schlimmste Sturmjahr war 1883, das günstigste 1889, als sturmreichster Monat erscheint der Januar 1890. Abgesehen vom Sommer kommen die meisten Stürme aus SW. Die größten Windgeschwindigkeiten wurden während des Weststurmes am 22. Dezember 1894 und am 12. Januar 1899 zu Fleetwood aufgezeichnet, sie erreichten bis zu 78 engl. Meilen in der Stunde, also 33 Meter in der Sekunde. Etwa 43 Proz. aller Stürme, welche die Küsten Großbritanniens erreichen, kommen aus einem Punkte des Kompasses zwischen S und SW und bewegen sich nach einem Punkte zwischen N und NO; 39 Proz. haben eine Bewegung nach O, während noch nicht 1 Proz. sich nach W bewegt. Die Fortbewegung der tiefen Cyclonen beträgt durchschnittlich 24.1 engl. Meilen in der Stunde, in einigen Fällen überschreitet sie nicht 8 bis 10, in andern erreichte sie selbst 40—60 englische Meilen in der Stunde. Wie viele von diesen Stürmen durch das meteorologische Amt in London rechtzeitig den Seefahrern voraus angekündigt worden sind, hat Brodie leider nicht unterzucht; nach einem vom Richterstatter gemachten Ueberschlag dürfte es bei weitem nicht die Hälfte der Stürme sein, vor denen rechtzeitig gewarnt wurde. Dies erklärt hinlänglich, daß das englische Sturmwarntungsweesen bei den dortigen Seelenten von der Zeit an, da sein Begründer und erster Leiter Selbstmord beging, bis zur heutigen Stunde in so geringem Ansehen steht. Der Grund dieser Mißerfolge liegt einerseits in der ausgesetzten Lage der britischen Inseln, dann in der Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Grundlage für Sturmwarnungen überhaupt. Der Einfluß des ersten Moments verringert sich für die östlichen Gebiete, also auch für die deutschen Küsten, weil hier die Nachrichten aus England nützliche Fingerzeige geben; allein auch dann bleiben noch Mißerfolge genug. Nach den Untersuchungen von Dr. Großmann über die Stürme und Sturmwarnungen während der Jahre 1886—1895 an der deutschen Küste kamen hier 1360 Sturmhänomene zur Beobachtung. Von diesen wurden nur 57 Proz. durch richtige und zeitige Sturmwarnungen vorher angezeigt, während 31 Prozent aller Sturmhänomene auftraten, ohne daß vor ihnen gewarnt wurde, und in 11 Prozent aller Fälle die Warnung verspätet war. Diese Ergebnisse sind also auch unbefriedigend, aber doch besser als die in England erzielten, und sie stellen das Maximum des zur Zeit Erreichbaren dar. Wesentlich darüber hinaus würde man nur kommen, wenn es der Wissenschaft gelänge, die speciellen Bedingungen für das Entstehen und die successiven Umbildungen der einzelnen atmosphärischen Wirbel voranzuerkennen, woran zur Zeit aber gar nicht zu denken ist. —

### Humoristisches.

— Gerechte Entrüstung. „Diese Bummelerei in unsrem Verein ist kaum zu glauben. Jetzt zahle ich schon seit drei Monaten keinen Beitrag, meinen Sie, ich werde gemahnt?“ — („Lustige Wälder.“)

### Notizen.

— Die Wiener Schriftstellerin Antonie Baumberg hat sich erschossen; der Selbstmord soll durch den Mißerfolg dreier von ihr verfaßten und am Sonnabend im Deutschen Volkstheater aufgeführten Einakter mitveranlaßt sein. —

— Die Herren der Schöpfung, ein Schauspiel von Alfred Brieger, ist vom Berliner Theater zur Aufführung angenommen worden. —

— Ein gerissener Schwiegersohn, Säuwan von Alfred Schmajow, geht heute erstmalig im Seceffions-Theater in Scene. —

— Max Dreher's „Volksaufklärung“ wurde in München knapp vor der Aufführung von der Censur verboten. —

— c. Eine jüdische Oper wird London bekommen. Ein Syndikat hat das Theater in der Vorstadt Hackney gepachtet. Die Opern werden in den jüdisch-deutschen Dialekt übertragen; man wird auch Operetten von Goldfaden, dessen Textbücher in jüdischer Sprache geschrieben sind, spielen. Freitagabend und Sonnabend wird nicht gespielt. —

— Nicht 150 000 M., sondern 400 000 M. verlangt Klünger für seine Beethoven-Statue. 150 000 M. hat das Material allein beansprucht. —

— Der Bildhauer Da Lou ist in Paris gestorben. Eine Abbildung seines Hauptwerkes: „Der Triumph der Republik“ brachte die „Neue Welt“ im Jahrgang 1899 Nr. 51. —